

Auf der Suche nach dem inneren Kompass

Literatur Johannes Morgenthaler hat das Schweizerische Literaturinstitut absolviert. In seinem Debütroman sucht ein Vater, Läufer, Liebhaber nach Orientierung. Aber die Welt ist voller Codes, die er nicht begreift. Die Sinne trügen – die Erinnerung auch.

Clara Gauthey

Man kann nie ganz sicher sein: Versteht der andere, was ich sage? Meinen seine Wörter dasselbe wie meine? Ist es das gleiche Nord und Süd, das gleiche Oben-Unten, nach dem wir uns ausrichten? Die Orientierung ziemlich verloren hat der Ich-Erzähler in Johannes Morgenthalers Debüt «Heiligenscheinblass». Und so macht sich ein Verlorener auf die Suche nach Kennzeichen, nach Karten, nach Fixpunkten einer möglichen Neu- oder Überhaupt-Orientierung.

Ein Leben in Zahlen und Frauen

Da sind zum Beispiel die Zahlen. Sieben Jahre mit Marijke zusammen, und dann sieben Jahre nicht. Die zahllosen Umzüge mit ihr. Die gemeinsame Tochter bei der Trennung sieben Jahre alt und irgendwie zwischen allem, irgendwie einsam in der Welt und viel beim Vater, der selbst mehr und mehr verloren geht mit einer Frau, die es mit ihm ist. Und dann ist Annina da. Aber zugleich summt man unwillkürlich das Schlaflied, das Marijke selbst erfunden hat. Und zwischen diesen beiden Frauen schwimmt manches hin und her, nicht nur das Kind. Sind sie einander ähnlich in ihren Traurigkeiten? Sind sie trennbar? Die eine mit ihren dunklen Stunden, ihren Launen, ihrer Unzuverlässigkeit, die andere mit ihren dunklen Träumen, ihrer wiederkehrenden Traurigkeit.

Und dann noch viel mehr Zahlen, auf einem geheimnisvollen Zettel unter anderem, der entschlüsselt werden will. Vielleicht mit der Frau, bei der die Tochter Schachspielen lernt. Oder mit Lars, dem befreundeten Journalisten? Aber nicht weniger rätselhaft ist es mit dem Glauben, dem Johannesevangelium und dem Gott, der uns vor dem Verlorengehen bewahren will, wenn wir nur an ihn glauben. Aber daran zu glauben, das fällt schwer.

Kein Laufen. Nur der Gedankenlauf

Der Mann ist Orientierungsläufer, älteres Eisen mittlerweile vielleicht schon. Kommt hinzu, dass sich ihm die Bedeutung der Kartensymbole zu entziehen scheint. Nicht nur im Traum. Da ist diese Weltmeisterschaft in Bergen, das Gefühl, es zu schaffen. Doch dann ... Platzierungen. 2001 Fünfter, 2002 Dritter. Es sind alte Erfolge, an die sich der Alternde hält, ohne, dass es ihn im Jetzt weiterbringt. Er merkt, es muss etwas anderes an die Stelle dieser Erfolge treten. Doch was kann das sein? Er läuft nicht mehr. Die



Lauf, Lenny, lauf: Ein Mann hört auf zu laufen. Und fängt an, den Weg eines Orientierungslosen aufzuzeichnen.
MAK/A

Das Buch

• **Johannes Morgenthaler** (*1979 in Langnau im Emmental) lebt als Lehrer in Zürich, absolvierte 2015 mit Luise Maier und Thomas Flahaut das Schweizerische Literaturinstitut in Biel. • **«Heiligenscheinblass»** ist im Februar erschienen im Verlag Die Brotsuppe, 24 Franken. gau

Gedanken umso mehr. Und dann diese Rätsel, die ihm «das Kind» aufgibt. Seine seltsam-versponnenen Sinnfragen und Überlegungen, die es zur Welt anstellt. Rätsel. Unlösbar.

Die Wolken rasen wie im Zeitraffer. «Oder ist der Blick so langsam, so nach innen und rückwärts gerichtet, dass mir schon der normale Wolkenzug beschleunigt scheint» – die Dinge des Lebens,

seine Abschnitte, beginnen, sich zu vermengen, die Unsicherheiten überwiegen. Und dann wieder ein Code für sich selbst, der ihn ins Jetzt zurückfinden lässt. «Roter Oktober!», sagt er sich, wenn er Jahr, Monat, Tag vergessen hat. Dann fällt es ihm wieder ein. Und irgendwann findet auch der orientierungsloseste Orientierungsläufer zurück nach Hause.

Wo wir sind, wohin wir gehen

Johannes Morgenthaler, Absolvent des Schweizerischen Literaturinstituts, unterrichtet an einer Sekundarschule in Zürich. «Heiligenscheinblass» ist sein Debüt. Er schreibt es in kurzen Abschnitten, die wir uns nach und nach zu einem Gesamten puzzeln müssen. Er schreibt über den Verlust von Oben und Unten, der jedem passieren kann. Der innere Kompass, der Orientierungssinn. Der Platz im Hirn, der uns sagt, wo wir sind, wohin wir uns bewegen. Er geht uns verloren.

Und verloren sind wir mitunter im Dickicht der Zeichen, die wir nicht erkennen, nicht entschlüsseln können. In der Sprachlosigkeit, die sich zwischen Mann und Frau ausbreiten kann. Sinnlos, ins Universum des anderen einzutauchen, wenn das auch kein Licht, keine Ordnung bringt.

Ein Ameiserich unter Ameisen

Ein Verlorenein zwischen den Frauen erlebt dieser Mann, in ihrer Anziehungskraft und Traurigkeit. Ist verloren als Ameiserich im Ameisenhaufen. Hat vergessen, was er hier eigentlich macht. Und wie das verdammt noch mal mit der Fortpflanzung geht? Die Königin macht es allein, jedenfalls ohne die Anwesenheit des Ameiserichs. Mit seinen Samen in ihrer Tasche. Und nach dem Hochzeitsflug hat er ausgedient, der Ameiserich. Annina ist schwanger. Und Marijke, im dunklen Zimmer, verdunkelte Seele, wollte noch

ein Kind haben, denn das erste hatte sie verloren – an ihren Mann. Es sind auch die kleinen Begebenheiten, die Alltagserlebnisse des Vaters, seine Beobachtungen der grösser werdenden Tochter, das eigene Altwerden, das Gefühl, überholt zu werden von denen, die nachkommen, das die Verlorenheiten begünstigt. Und zugleich schaffen die Überlegungen zu all den diversen Verlusten von Liebe, Sprache, Gewissheit und Fluchtmöglichkeit einen Anfang. Einen neuen, möglichen Startpunkt, von dem aus man weitergehen kann. Man muss nur daran glauben. Muss sehen, wie man weggelaufen ist, an dieser Weltmeisterschaft in Bergen. Schlammbespritzt, die Zähne aufeinander, ein seltsam leeres Gesicht wie bei den Soldaten aus den Schützengräben. Die paradoxe Erkenntnis, dass das Erkennen der Nicht-Erkennnis ein Erkennungszeichen sein kann, das die Verlorenheit beendet.

Geld stinkt nicht, hiess es im alten Rom ...

Mailand Opernhäuser brauchen Geld – und so berühmte wie die Mailänder Scala besonders viel. Auf der Suche nach Unterstützern ist der Intendant Alexander Pereira nun in Saudi-Arabien fündig geworden. Der Aufschrei ist gross.

Die Saisonöffnung der Mailänder Scala gehört zu den wichtigsten kulturellen Ereignissen in Italien. Wer bei dem Spektakel dabei ist, hat im Land meist was zu sagen. Hin und wieder gibt es einen Skandal oder ein Skandalchen. Diese Saison protestierten Tierschützer gegen den Auftritt eines Pferdes bei Verdis «Attila».

Auf den seltenen Gast im Publikum waren die Augen im vergangenen Dezember allerdings noch nicht gerichtet: In den Rängen sass der saudi-arabische Kulturminister Prinz Badr bin Abdullah. Drei Monate später ist der Aufschrei gross. Denn Saudi-Arabien will Millionen in eines der berühmtesten Opernhäuser der Welt investieren. Im Gegenzug soll Prinz Badr im Verwaltungsrat sitzen.

Seitdem die Nachricht in der Welt ist, sind sich Politiker von links bis rechts in Italien ausnahmsweise einig. Ein ultrakonservativer Staat, der zuletzt mit einem Tötungskommando den Regierungskritiker Jamal Khashoggi ermorden liess, habe nichts in einer von Italiens obersten Kulturinstitutionen zu suchen.

Geld gegen Legitimität

«Wir können es uns absolut nicht erlauben, dass eines der prestigeträchtigsten Symbole Mailands mit einem Land zusammenarbeitet, das täglich die Menschenrechte und die Freiheit mit Füßen tritt», erklärte der sozialdemokratische Europaabgeordnete Antonio Panzeri.

«Pecunia non olet (Geld stinkt nicht), sagte man im alten Rom», erklärte der Senator der konservativen Forza Italia, Maurizio Gasparri, «aber es ist kein Prinzip, das moralisch immer vertretbar ist.» Als grösster Skandal gilt, dass sich das ölfreiche Königreich mit seinen Petrodollars gleich in den Verwaltungsrat «ein-

kaufen» und so Legitimität verschaffen will.

«Die positive Kraft der Musik»

15 Millionen Euro aus Saudi-Arabien sollen in den kommenden fünf Jahren insgesamt an das Opernhaus fliessen. In Riad soll ein Konservatorium für Kinder öffnen. Auch ist im Gespräch, Verdis Oper «La Traviata» in der saudischen Hauptstadt aufzuführen. Der Präsident der Region Lombardei, Attilio Fontana, sprach von einem «fast heiligen» Status der Scala. «Man kann Produkte der Scala verkaufen, aber man kann nicht gleich die Scala selbst verkaufen», sagte er der Zeitung «Corriere della Sera».

Der Intendant der Oper, der Österreicher Alexander Pereira, kann die Aufregung nicht verstehen. Es sei ein positives Zeichen, wenn sich ein Land öffne, das sich 40 Jahre der Kultur verschlossen habe, sagte er der Zeitung «La Repubblica». Er habe den Fall Khashoggi verfolgt und er wisse sehr gut, dass das saudische Regime «despotisch» sei. Er

sei aber von der «positiven Kraft der Musik» überzeugt. Und wenn die Scala das Geld nicht nehme, würde es jemand anderes tun – Frankreich nämlich.

Nun hat sich in den Fall auch die Regierung in Rom eingeschaltet. Am 18. März tagt der Verwaltungsrat in Mailand. Dann soll eine Entscheidung fallen. Der Verwaltungsratspräsident, Mailands Bürgermeister Giuseppe Sala, übte sich in Zurückhaltung. Es sei richtig, dass Gelder auch ausserhalb Italiens gesucht würden, sagte er. Die Frage sei aber, was man dafür im Gegenzug verlange.

Saudi-Arabien dürfte versuchen, mit dem Engagement an der Scala das Image des Königreichs aufzupolieren, das wegen Menschenrechtsverletzungen international am Pranger steht. Bislang sorgten eher die Nachbarländer mit Kulturprojekten für Aufsehen. So wurde etwa im November 2017 der Louvre Abu Dhabi eröffnet, für dessen Namen und Leihgaben das Golfemirat knapp eine Milliarde Euro nach Frankreich überwies. Katar, das auch mit Gasvorkom-

men reich geworden ist, hat in der Kunstszene einen Namen. Scheicha Al-Majassa bint Hamad Al Thani gilt als eine der weltweit einflussreichsten und finanzstärksten Kunstsammlerinnen.

Saudi-Arabien öffnet sich kulturell

Das islamisch ultra-konservative Saudi-Arabien erlebt kulturell eine Öffnung, seit Kronprinz Mohammed bin Salman (MbS) zum mächtigsten Mann des Königreichs aufgestiegen ist. Kinos sind nach Jahrzehnten wieder erlaubt. Mit viel Geld werden internationale Stars ins Land geholt. Neuerdings hat das Königreich auch ein Kulturministerium, an dessen Spitze Prinz Badr steht. Der neue Kulturminister solle das Land «in eine globale kulturelle Drehscheibe» verwandeln, hiess es in der offiziellen Propaganda. Saudi-Arabien erlebe eine «neue Ära». Mit der Öffnung schafft es der 33 Jahre alte MbS tatsächlich, die jungen Saudis auf seine Seite zu ziehen, bei denen er sehr beliebt ist.

Annette Reuther und Jan Kuhlmann, dpa